

Himmelbett und Vollpension



Wer die Krankensäle des indischen Armenspitals Jesu Ashram zum ersten Mal betritt, den überkommt ein spontaner Fluchtimpuls angesichts des Elends. Dorothea Kudla hat hier als Freiwillige gearbeitet.

Das überbevölkerte und langweilige Gebiet rund um Siliguri ist nicht mehr als ein Sprungbrett nach Nepal.“ Na wunderbar, dachte ich, als ich die ersten Zeilen über den indischen Ort las, in dem ich die folgenden zehn Monate verbringen wollte. Kann ja nur besser werden, munterte ich mich auf und klickte die nächste Internetseite an: „Siliguri ist selbst für indische Verhältnisse laut, hektisch, staubig und hässlich. Leider führt kein Weg nach Darjeeling an Siliguri vorbei, und so sieht die Stadt täglich viele Touristen, die nichts anderes im Sinn haben, als diesen ungemütlichen Ort so schnell wie möglich wieder zu verlassen.“ So

schnell wie möglich? Zehn Monate? Volltreffer! Doch obwohl es nach diesen Informationen nicht unbedingt zu erwarten war, ist das folgende Jahr zu einem der intensivsten und erfülltesten meines Lebens geworden – jedenfalls von den gut 18 Jahren, die ich bis jetzt hinter mir habe.

Armut und Krankheit

Ich verbringe meine Zeit in Jesu Ashram, einem Zentrum für Kranke aus den untersten Schichten der indischen Bevölkerung. Viele kommen barfuß hier an, nur mit einigen Fetzen Stoff bekleidet. Neben 150 Tuberkulose-, 100 Lepra- und 20 HIV-positiven Patienten beherbergt Jesu Ashram auf der Allgemeinen Station über 100 bedürftige Menschen, die mit Krankheiten wie Malaria, Schwarzem Fieber und kontinuierlichem Durchfall (teilweise bis zu sechs Monaten!) Hilfe suchen oder zur Entbindung kom-



Siliguri liegt in dem schmalen indischen Korridor zwischen Nepal und Bangladesh.

men. Die meisten leiden zusätzlich an Mangel- oder Unterernährung und körperlicher Auszehrung. Für manche alte, behinderte oder psychisch kranke Menschen ist Jesu Ashram zur festen Bleibe geworden.

Ein „Himmelbett“ - sprich: eine einfache, mit einem Moskitonetz überspannte Liege, die auch als Stuhl, Esstisch, Ablage und Behandlungstisch dient - sowie „Vollpension“ gibt es für alle kostenlos. Auch mit einfacher Medizin werden die Patienten versorgt, soweit das in einer Einrichtung, die ausschließlich durch Spenden finanziert wird, eben möglich ist. Um die knapp 400 Patienten kümmern sich Father Julius, Jesuit und Leiter von Jesu Ashram, sein 80-jähriger Mitbruder Father Milledge, drei Ordensschwwestern, elf Pflegekräfte sowie 30 junge Mädchen, die zu Krankenschwestern ausgebildet werden. Einige Ärzte besuchen Jesu Ashram regelmäßig – teilweise unentgeltlich und nach Dienstschluss ihrer Praxen.

Mithilfe und Gottvertrauen

Da die personellen und finanziellen Kapazitäten von Jesu Ashram sehr begrenzt sind, tragen die Patienten einiges zum geregelten Tagesablauf bei. So schneiden die jungen Mütter, die oft genauso wie ihre Kinder nur noch aus Haut und Knochen bestehen, jeden Morgen rund 100 Kilo Gemüse und diskutieren dabei den neuesten Dorfklatsch. Moti, eine der körperlich Behinderten, hilft beim Brennholztragen und Madmaja, eine alte, blinde Frau spült dreimal täglich mit viel Hingabe die großen Reis- und Currytöpfe. Ein



Mann mit einem Lungentumor näht auf der alten Singer-Nähmaschine alles, was in Jesu Ashram benötigt wird, und die älteren Patientinnen übernehmen oft Hebammendienste.

Trotz Armut und Elend, mangelnder Hygiene und durchschnittlich 3 bis 4 Toten pro Woche ist Jesu Ashram für mich zu einem Symbol des Lebens und der Gegenwart Gottes geworden. Das tiefe Gottvertrauen vieler Menschen hier, die ja wirklich Grund zum Verzweifeln hätten, beeindruckt mich immer wieder. Eines Tages, als ich mit einem leeren Breitopf die Tuberkulose-Station verlassen wollte, hielt mich eine der jungen Frauen am Kittel fest und bat um ein Gebet. Ich war völlig überrascht, da ich vorher mit ihr nicht mehr als einige Sätze gewechselt hatte. Ihre Bitte war der Anfang einer Freundschaft mit einer Gruppe junger Tuberkulose-Patientinnen, die jetzt Abend für Abend auf ihre „Didi“ warten, ihre große Schwester, wie sie mich nennen, um zu plaudern, Kleider zu

Für manche alte, behinderte oder psychisch kranke Menschen ist Jesu Ashram eine feste Bleibe geworden.

Dorothea mit Lila, einer Langzeitpatientin. Lila wurde vor gut einem Jahr auf der Straße gefunden – nackt, völlig abgemagert, wirr vor sich hin phantasierend.



VOLUNTEERS

Rufina, eine kleine Malaria-Patientin, hat ihr Lachen noch nicht verloren.



Ohne Spenden nicht möglich: Eine Leprapatientin passt ihre Prothese an.



tauschen und zu beten. Und obwohl wir alle verschiedene religiöse Hintergründe haben, bin ich mir sicher, dass die Gebete an der richtigen Stelle ankommen. Auch bei den Messen sitzen die Kranken - Hindus, Buddhisten, Sikhs, Jains, Moslems und Christen - bunt gemischt in und vor der kleinen Kapelle, ganz nach den Worten Jesu: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid...“

Beladen und dankbar

Auch ich bin übrigens regelmäßig schwer beladen, zum Glück aber nur mit großen Säcken voller Kleider. Ein Teil meiner Arbeit ist es, die Kleiderspenden zu sortieren und auszuteilen. Diese Aufgabe schult den Gerechtigkeitsinn ungemein: Ist es nun fairer, allen ein Hemd zu geben oder dem, der gar keines hat, zwei? Ich kann mich bis heute nicht entscheiden. Weiterhin helfe ich beim Verbändewechseln oder Medizinausteilen, füttere die, die selbst nicht essen können, spiele mit den Kindern, gehe mit den Langzeit-

patienten spazieren oder sitze einfach nur am Bett, um eine Hand zu halten und zuzuhören. Beim Kartoffelschälen hilft mir Lila. Sie wurde vor gut einem Jahr auf der Straße gefunden - nackt, völlig abgemagert und wirr vor sich hin phantasierend. Durch viel Zuwendung hat sich ihr Zustand Schritt für Schritt verbessert. Menschen wie Lila, die zu Wracks verkommen sind, oft aus völlig wirren Familienverhältnissen heraus, gibt es hier bedrückend viele. So sind mir meine Unterrichtsstunden an der St. Joseph's Highschool manchmal eine willkommene Erinnerung daran, dass Indien nicht nur aus Jesu Ashram besteht. Hier stehe ich dreimal pro Woche vor 50 vor Lebendigkeit sprühenden, kerngesunden jungen Mädchen in makellosen grün-weißen Schuluniformen.

Am liebsten bin ich aber mit den Patienten zusammen. In der Begegnung mit ihnen macht mich immer wieder die Erfahrung glücklich, um wie viel man ihr oft überhaupt nicht vorhandenes Selbstbewusstsein auch ohne großes Wissen einfach nur mit Zeit, Zuwendung, Fröhlichkeit und Ideen aufbauen kann. Doch an Menschen, die Zeit einfach nur zum „Dasein“ haben, fehlt es hier ebenso wie in vielen medizinischen Einrichtungen in Deutschland. Dorthin werde ich bald zurückkehren - mit einem Rucksack voll von wunderschönen indischen Stoffen und bengalischen Süßigkeiten und einem Herzen gefüllt mit Dankbarkeit für alle Erfahrungen und neuen Freundschaften. Und mit einer gehörigen Portion Vorfreude auf eine Dusche und einen Teller voll Nudeln mit Tomatensoße.

Dorothea Kudla